

Selbstverständlich nicht selbstverständlich

Zur ambivalenten Anerkennung von LSBTI*Q-Eltern und ihren Familien in pädagogischen Kontexten

Inzwischen gibt es für LSBTI*Q mehr Rechte und gleich- und trans*-geschlechtliche Eltern mit ihren Kindern sind zunehmend gesellschaftlich sichtbar. Trotzdem ist ihre Anerkennung als Familie keineswegs selbstverständlich. Auch in pädagogischen Kontexten erleben sie Ignoranz und Othering.

Regenbogenfamilien – so nennen sie sich teilweise selbst, dieser Begriff wird aber auch in medialen Darstellungen genutzt und dann v. a. für homosexuelle Paare mit Kindern verwendet. Darüber hinaus gibt es jedoch vielfältige Familienkonstellationen, in denen die Elter(n) sich als lesbisch, schwul, bisexuell, transgender, intergeschlechtlich, queer, non-binary oder genderfluide verstehen und gemeinsam mit Kindern in einer Fürsorge- und Solidargemeinschaft leben.

Auch wenn es diese Familienkonstellationen, die nicht dem Bild der heterosexuellen „Normalfamilie“, bestehend aus Vater, Mutter, Kind(ern), entsprechen, schon lange (und in diversen Variationen) gibt, werden sie gesellschaftlich nicht immer gesehen, als Familie gewürdigt und in ihrer Lebensweise und Familienkonstellation anerkannt. Sie erfahren inzwischen zwar immer mehr öffentliche und mediale Aufmerksamkeit (z. B. in Dokumentationen oder als Figuren in Filmen und Serien), allerdings ist ihre rechtliche Situation¹, trotz Verbes-

serungen in den letzten Jahren, noch immer prekär und z. T. diskriminierend. Dies gilt auch für pädagogische Kontexte und sozialpädagogische Angebote, in denen sie nicht unbedingt selbstverständlich mitgedacht werden, wenn es um Familie geht oder wenn Familien adressiert werden.

Im Folgenden wird der Frage der Normativität von Familie und deren Folgen für die Sichtbarkeit und Berücksichtigung von LSBTI*Q-Familien in pädagogischen Zusammenhängen nachgegangen. Dabei wird gezeigt, dass queere Lebensweisen und Familienkonstellationen im Bereich der Pädagogik und Sozialpädagogik wenig Berücksichtigung finden. Es gerät vor allem aus dem Blick, wie heterogen auch diese Familien in ihren Konstellationen und Lebensweisen sind.

Zur Normativität von Familie und deren Folgen

Wenngleich in Gesellschaft und Pädagogik von einer Pluralisierung von Familie und Familienformen ausgegangen wird – als „neue“ Familienmodelle werden Ein-Elter-Familien, Patchworkfamilien, Adoptionsfamilien, Inseminationsfamilien oder auch gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften mit Kindern genannt – ist der vorherrschende Blick nach wie vor normativ geprägt (Peuckert 2007; Oelkers 2012; Lenz 2016). Trotz einer erweiterten Perspektive auf Familie halten sich bestimmte Vorstellungen, Mythen und Ideologien in der Gesellschaft hartnäckig und es wird implizit an ein historisch und empirisch überholtes Modell der bürgerlichen Kleinfamilie angeknüpft.

Auch sind noch immer naturalisierte Vorstellungen von Familie bedeutsam, die davon ausgehen, dass es sich bei Familie ausschließlich um ein durch verwandtschaftliche Bande geprägtes Eltern-Kind-Verhältnis handelt. Eine solche naturalisierte Vorstellung ist nicht nur in rechten, konservativen oder streng religiösen Kreisen verbreitet (und wird vehement vertei-



Christine Riegel

Freiburg, Deutschland

*1969, Dr., Professor*in für Sozialpädagogik an der Pädagogischen Hochschule Freiburg und der Universität Wien. Themen: Intersektionalität, Diversität und Diskriminierung (-kritik) im Kontext von Sozialer Arbeit und Bildung. christine.riegel@ph-freiburg.de

Zusammenfassung Der Beitrag geht der Frage der Normativität von Familie bzw. diesbezüglichen hegemonialen Vorstellungen und deren Folgen für die Sichtbarkeit von LSBTI*Q Eltern und ihren Familien in gesellschaftlichen und (sozial-)pädagogischen Kontexten nach. Es wird herausgearbeitet, dass hier queere Lebensweisen und Familienkonstellationen wenig Berücksichtigung und Anerkennung erfahren und vor allem deren Diversität ausgeblendet wird.

Schlüsselwörter Normativität, Hetero- und Cisnormativität, LSBTI*Q-Eltern, Sozialpädagogik



dig). Davon wird auch oft ganz selbstverständlich von einem Großteil der Bevölkerung ausgegangen, auch wenn gleichzeitig soziale Familienbände und die oben genannten Familienformen akzeptiert und anerkannt werden. Daran verdeutlicht sich jedoch eine gewisse Normativität und Wirkkraft dieser gesellschaftlich dominanten Bilder und Vorstellungen von Familie. Familie ist nach wie vor ein stark aufgeladenes Konstrukt, das sämtliche Bereiche des gesellschaftlichen Lebens durchdringt, wie z. B. Rechtsprechung, Sozial- und Familienpolitik, pädagogische Institutionen wie Schule, Kita sowie therapeutische und sozialpädagogische Unterstützungsangebote sowie auch die Ausbildung zu Erziehungs-, Heil- und Pflegeberufen (Lenz 2016; Oelkers 2012).

Dies hat eine Einseitigkeit der Wahrnehmung und Repräsentation von Familie zur Folge, bei der bestimmte Formen von Familie aus dem Blick geraten oder unter der Perspektive der Verbesonderung betrachtet werden. An Familienkonstellationen, in denen Erwachsene, die sich als lesbisch, schwul, bisexuell, transidentitär, non-binary, genderfluide oder queer identifizieren in einer verantwortungsvollen Care-Beziehung mit Kindern stehen, zeigt sich diese gesellschaftliche Normativität und die damit verbundene Ordnung in besonderer Weise. Dies führt u. a. in rechtlicher Hinsicht zu einer Ungleichbehandlung im Vergleich zu heterosexuellen Eltern bzw. Familien, die implizit und explizit die gesellschaftliche Norm von Familie darstellen, was sich nicht zuletzt auch im Familienrecht widerspiegelt (vgl. Verfahren der Stiefkindadoption, in diesem Schwer-

punkt der Beitrag von Yv Nay und der Beitrag von Melanie Arns).

- *Besondere Benachteiligung von Trans*-Eltern*

Eine besondere Form der Diskriminierung erfahren jedoch Trans*-Familien bzw. Trans*-Eltern, von denen (mindestens) eine Person transgeschlechtlich ist oder sich genderfluide verortet. So ist für diese Familien eine geschlechtsneutrale Registrierung als rechtliche Elter-Person ohne eine Zuweisung zur rechtlichen Mutter- oder Vaterschaft bisher nicht möglich. Dies bedeutet z. B., dass ein Trans*-Mann, der ein Kind gebiert, rechtlich als Mutter seines Kindes gilt. Auch wird in der Geburtsurkunde des Kindes der nicht mehr aktuelle weibliche Vorname anstelle des geführten (und auch rechtlich anerkannten) männlichen Vornamens des Elternteils eingetragen (vgl. Bundesverband Trans* 2019). Diese Rechtspraxis der erzwungenen, für die Personen nicht zutreffenden Geschlechterzuordnung ist nicht nur für die Eltern diskriminierend, sondern ist auch für den Alltag der Kinder folgenreich und kann zu einer belastenden Situation für die gesamte Familie führen. So kann es auch zu diskreditierenden Situationen im Kontakt mit pädagogischen Institutionen kommen.

- *Nicht-Anerkennung multipler Elternschaft*

Ebenfalls sieht das bestehende Sorgerecht multiple Elternschaft, bei der sich mehr als zwei Personen die Fürsorge, Verantwortung und alltägliche Versorgung von Kindern teilen und sich als Eltern verstehen, nicht vor. Dies können lesbische und schwule Co-Eltern

sein, aber auch ganz andere Familienkonstellationen, für die jedoch faktisch keine Rechtssicherheit besteht.

An diesen Beispielen rechtlicher Diskriminierung wird deutlich, dass diese Formen von Familiarität von staatlicher Seite (bisher) nicht gewollt sind. Der Wert von Familie und die Frage, wer Familie sein darf, ist gesellschaftlich und politisch stark umkämpft. Trotz einer zunehmenden Anerkennung und Sichtbarkeit von queeren Lebens- und Familienweisen wirkt nach wie vor nicht minder stark eine Orientierung an traditionellen, heterosexuellen Familienformen und einer heteronormativen und cis-normativen Ordnung (vgl. dazu auch die Einleitung zu diesem Schwerpunkt). Die gesellschaftliche Dominanz eines solchen hetero- und cisnormativ geprägten Familienbildes reichen auch in (sozial-) pädagogische Kontexten hinein (vgl. Hartmann 2014; Riegel 2017). So ist beispielsweise das danach ausgerichtete Familienrecht auch relevant für viele Bereiche der Kinder- und Jugendhilfe (vgl. Oelkers 2012).

Heteronormative Ausrichtung von pädagogischen Diskursen

Angesichts der nach wie vor bestehenden Dominanz traditioneller Familienbilder und heteronormativer Ordnungen bleiben Familien, die der heteronormativen Norm nicht entsprechen, auch in pädagogischen Settings und Institutionen von Bildung und sozialer Unterstützung oft unsichtbar und unberücksichtigt oder sie werden zu besonderen Anderen gemacht (Riegel 2017).

Sie finden wenig Repräsentation in Kinderbüchern sowie in didaktischen Materialien von Kitas, Kindergärten und Schule. Ebenso wenig sind diese Familienkonstellationen sowie die in diesem Zusammenhang zu konstatierende Heteronormativität des vorherrschenden Familienbildes selbstverständlicher Gegenstand in pädagogischen Ausbildungsberufen und erziehungswissenschaftlichen Studiengängen, wenngleich die Auseinandersetzung mit dem Thema Familie sehr wohl zum Gegenstand des Studiums bzw. der Ausbildung gehört. Diese Auseinandersetzung erfolgt aber nicht unbedingt in einer genderreflektierten und queertheoretisch fundierten Weise.

Blicken wir auf die (sozial-) pädagogische Fachliteratur und die Familienforschung, zeigt sich im Weiteren, dass für diese Konstellationen des familiären Zusammenlebens oft nicht der Begriff der „Familie“ verwendet wird. So wird in pädagogischen Fachdiskursen eher von „homosexuellen bzw. schwulen oder lesbischen Paaren mit Kindern“ oder von „gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften mit Kindern“ gesprochen. Damit wird (anders als bei der heterosexuellen Norm) die sexuelle

Orientierung der Eltern hervorgehoben und explizit markiert. Gleichzeitig werden aber auch nur ganz bestimmte Konstellationen in den Blick genommen, nämlich diejenigen, die als homosexuelle Paare zusammenleben. Queere Lebens- und Familien*formen jenseits homosexueller bzw. gleichgeschlechtlicher Paarkonstellationen werden in diesen Kategorisierungen ausgeschlossen und unsichtbar gemacht. Sowohl bisexuelle oder transidente Elter(n) bzw. Personen, die Sorgearbeiten übernehmen, bleiben unberücksichtigt, ebenso Formen multipler Elternschaft, die Elternschaft nicht an die bürgerliche Vorstellung einer (verheirateten) Paarkonstellations binden, wie z. B. Freundschaftsnetzwerke oder polyamoureuse Beziehungskonstellationen sowie pragmatisch bzw. politisch motivierte Co-Elternschaften oder Solidaritätsgemeinschaften (mit und ohne Kinder).

Gleichgeschlechtliche Paare in einer festen, möglichst formalisierten dyadischen Beziehung, die dem bürgerlichen Ideal von Familie am nächsten ist, erfahren am ehesten Anerkennung und eine gewisse Normalisierung in der Gesellschaft. Diese Konstellationen werden auch zum Inbegriff von Regenbogenfamilien bzw. sollen dieses Bild verkörpern, mit der Folge, dass die Vielfalt und Diversität von queeren Familienkonstellationen nicht gesehen werden.

So wird auch oft nicht mitbedacht, wenn von der Pluralisierung von Familienformen gesprochen wird, dass diese Diversität auch für Regenbogenfamilien zutreffen kann, dass auch diese in Ein-Eltern-Konstellationen, in Trennungssituationen oder als Patchworkfamilien leben. Allein die Konstellation einer Pflegefamilie, wird in diesem Zusammenhang für homosexuelle Paare mit Kinderwunsch explizit thematisiert und als eine für sie passende Form der Elternschaft gesehen. Ebenfalls wird ausgespart, dass so genannte Regenbogenfamilien in sich divers sind, sie in unterschiedlicher Weise in gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnissen positioniert sind und über verschiedene Privilegien und Möglichkeiten der Lebensgestaltung verfügen. So wurde lange Zeit auf weiße, ökonomisch abgesicherte Mittelschichtspaare mit Kind* fokussiert und diese mit dem Bild „der Regenbogenfamilie“ gleichgesetzt. Damit wurde aber auch die Existenz von LSBT*Q Familien* of colour, mit verschiedenen Migrations- oder Mobilitätserfahrungen und/oder in ökonomisch oder gesundheitlich prekären oder marginalisierten Lebenslagen ausgeblendet (vgl. Nay 2017).

LSBTI*Q-Eltern und ihre Kinder in (sozial-) pädagogischen Kontexten

Die geringe Sichtbarkeit von LSBT*Q-Familien in der pädagogischen Ausbildung und Fachliteratur pädagogi-

schen Diskursen und die damit verbundenen Ausblendungen und Normierungen sind auch folgenreich für die (sozial-) pädagogische Bildungs-, Beratungs-, Präventions- und Unterstützungspraxis.

Richten wir den Blick auf pädagogische Institutionen der Betreuung, Erziehung und Bildung, so wird deutlich, dass LSBTI*Q-Familien, Eltern und Kinder, selbstverständliche Nutzer_innen von Kita, Schule, Angeboten der Kinder- und Jugendarbeit oder von Familienzentren sind; auch wenn dies noch nichts darüber aussagt, wie sie als solche dort sichtbar sind und auf ihre Familienform reagiert wird. Interessant ist hier, dass Eltern gerade von außerschulischen Einrichtungen, vor allem Kitas und Kindergärten, berichten, dass diese und vor allem die Pädagog_innen „ganz offen“ seien und „keine Probleme“ mit ihrer Lebens- und Familienform hätten. Im Weiteren kommen dann durchaus Situationen zur Sprache, in denen sie oder ihre Kinder zu Besonderen oder zu Anderen gemacht werden, das, was auch als Othering bezeichnet wird (vgl. Riegel 2017, S. 71).

So werden in der Regel Briefe an Eltern in Kindergärten und Schulen auf eine Art formuliert, in der selbstverständlich von einer Cis-Vater-Mutter-Konstellation ausgegangen wird. Lesbische Mütter berichten davon, dass sie vom Fachpersonal der pädagogischen Einrichtungen, die ihre Kinder besuchen, nicht beide sofort als Eltern identifiziert werden, sondern – vor der Folie eines heteronormativen Familienbilds – für Mutter und Großmutter des Kindes, Schwestern oder gute Freundinnen gehalten werden. Auch wenn im Selbstverständnis der pädagogischen Einrichtungen eine gewisse Aufgeschlossenheit und Akzeptanz gegenüber den konkreten Personen besteht und diese eine, durchaus verbesondernde, exotisierende Aufmerksamkeit und Anerkennung erfahren, bleiben LSBTI*Q-Lebensweisen und -Familien strukturell in den Konzepten, Artefakten und Räumen der Einrichtungen weitgehend unsichtbar und unberücksichtigt.

Vor diesem Hintergrund übernehmen die Eltern in der Regel individuell die Verantwortung, dieses Thema und ihre Lebensform einzubringen, überlegen sich genau, wie und ob sie sich outen und was das für das Kind bedeutet. Sie zeigen sich verantwortlich und tragen dafür Sorge, dass ihre Kinder sich in den Einrichtungen wohl fühlen. Auch sie sind es, die in der Regel aktiv werden, wenn es in der Schule zu Diskriminierungen ihrer Kinder durch andere kommt. Hierauf wird in der Schule nicht immer angemessen reagiert. So werden von Seiten von Lehrer_innen und Schulleitungen Themen und Situationen von Homo- und Trans*feindlichkeit als Bullying oder altersspezifische Provokationen bzw. Konflikte zwischen einzelnen Jugendlichen verharmlost und nicht

zu einem generellen und strukturellen Thema an der Schule gemacht, in das auch die Institution selbst verstrickt ist. So bleibt es nicht selten die Aufgabe von betroffenen Eltern oder wird von einzelnen engagierten Pädagog_innen übernommen, das Thema „pluriforme Familienformen“ sichtbar zu machen, und auf heteronormative oder homo- bzw. trans*feindliche Verhältnisse aufmerksam zu machen.

Verschiedene Praxisfelder

- **In Feldern der Hilfen zur Erziehung** (bspw. der sozialpädagogischen Familienhilfe und Angeboten zur Unterstützung bei Lebenskrisen und -problemen), werden LSBTI*Q-Familien jedoch kaum sichtbar und es ist aus Untersuchungen bisher auch kaum etwas dazu bekannt. Dies kann möglicherweise im Kontext dessen gesehen werden, dass jeweils nur ein bestimmtes Bild der Regenbogenfamilie gemeinhin präsent ist (akademisch gebildete, soziökonomisch abgesicherte, gesunde, möglichst verheiratete Paare mit Kindern), das dem Bild der bürgerlichen Kleinfamilie recht nah ist. Diese Konstellationen gelten gemeinhin nicht als Adressat_innen Sozialer Arbeit mit sozialpädagogischem Hilfebedarf, eher noch als geeignete Pflegefamilien. Auch wird deutlich, dass es innerhalb der allgemeinen Strukturen der Sozialen Arbeit kaum spezifische Hilfs- und Beratungsangebote gibt, die nicht heteronormativ sind. So sehen sich LSBTI*Q-Familien in Interaktionen mit Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe und vor allem im Kontakt mit Ämtern und Behörden z. T. mit Unwissenheit, Ignoranz, Verbesonderung oder gar Problematisierung konfrontiert. Sie werden in hegemonialen Diskursen, wenn auch subtil, als Abweichung von der Norm, als Besondere bzw. als Andere betrachtet bzw. zu Anderen gemacht (vgl. Riegel 2017). Dies gilt besonders für Trans*- und Inter*-Personen, gleich ob Elter(n) oder Kind(er), die nicht nur im medizinischen und therapeutischen Kontext mit Pathologisierungen konfrontiert werden. Diese können auch in pädagogischen Kontexten relevant werden, mit verletzenden und diskriminierenden Folgen. Hilfe und Unterstützung für bestimmte Fragen und Problemlagen finden sich hingegen in der LSBTI*Q-Community und in spezifischen Netzwerken und Beratungsangeboten für „Regenbogenfamilien“ und queere Familien.
- Explizit adressiert werden LSBTI*Q als **potenzielle Pflegeeltern**, wenngleich hier auch vor allem das oben genannte Bild angesprochen wird. Zu Adressat_innen der Jugendhilfe werden sie gezwungenermaßen in den Verfahren, die zu ihrer Anerkennung als Pflegeeltern führen, und insbesondere im Rahmen der Stiefkindadoption. Es gibt vielfältige empirische Hin-

weise darauf, dass dabei vorherrschende Geschlechtervorstellungen und Bilder von Familie in der Praxis von pädagogischen Instanzen und Fachkräften virulent werden. So wird nicht selten von der Annahme ausgegangen, dass für das Aufwachsen von Kindern eine gewisse Geschlechterdichotomie und das Vorleben von verschiedenen Geschlechterrollen notwendig sei (Rupp und Dürnberger 2009, S. 103 ff.). Vor diesem Hintergrund werden zukünftige Pflegeeltern daraufhin geprüft, ob sie geeignet und vermittelbar sind. Dabei handelt es sich um eine normalisierende, aber auch um eine potenziell diskriminierende Praxis, die heterosexuellen Paaren in der Regel nicht widerfährt.

Dieser heteronormative Blick ist z. T. auch mit einer kulturalisierenden und rassialisierenden Perspektive verbunden, die homosexuelle Lebensweisen und pluralisierte Familienformen v. a. in der (sich als aufgeklärt und modern verstehenden) Dominanzgesellschaft verortet und bei people of colour und Menschen mit Migrationsgeschichte ignoriert oder diese diskursiv zu „Opfern einer patriarchalen, homophoben Herkunftskultur“ stilisiert. So werden z. B. im Bereich der Vermittlung von Pflegeeltern migrantische Familien vor allem als (problematisierte) Herkunftsfamilien gesehen. Es kursiert z. T. die Vorstellung, dass diese Familien oder auch migrantische Vormünder Vorbehalte gegenüber nicht-heterosexuellen Pflegeeltern hätten. Auch von solchen pauschalisierenden und diskriminierenden Unterstellungen abgesehen wird in (sozial-) pädagogischen Kontexten oft selbstverständlich davon ausgegangen, dass queere Menschen weiß, nicht-migrantisch, gesund, gebildet und sozial gut situiert sind. So bleiben migrantische, aber auch sozial-deprivilegierte queere Familien oft unsichtbar.

Fazit

Es zeigt sich, dass die Anerkennung von LSBTI*Q als Eltern bzw. als Familien äußerst prekär ist und stark davon abhängig gemacht wird, wie weit sie dem dominanten Bild der Normalfamilie entsprechen. Daraus resultiert für die betreffenden Familien sowie für Community und Unterstützer_innen ein ambivalenter Kampf um Anerkennung (vgl. Nay 2017). Will (sozial-) pädagogische Theorie und Praxis nicht unreflektiert vorherrschende Normen und Vorstellungen von Familie einfach reproduzieren und damit queere Familienkonstellationen ignorieren, verbessern und ausschließen, ist es notwendig, das eigene disziplinäre und professionelle Selbstverständnis sowie die Vorstellungen von Familie zu „queeren“ und damit hegemoniale, nicht nur heteronormative Annahmen und Bilder von Familie kri-

tisch zu reflektieren und zu hinterfragen, ebenso die damit verbundene pädagogische Praxis. Gleichzeitig ist es im Rahmen von Professionalisierung als auch in der Aus- und Weiterbildung notwendig, das Thema Familie entsprechend zu thematisieren und den Blick zu öffnen, so dass Familien in ihrer Vielfalt und in ihren unterschiedlichen Positionierungen, Lebenslagen und Erfahrungen gesehen und anerkannt werden.



Funding. Open access funding provided by University of Vienna.

Open Access. Dieser Artikel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

1. Die diesbezügliche Rechtsprechung ist jeweils nationalstaatlich geregelt. Im Folgenden beziehen sich die Angaben auf die aktuelle Rechtslage in Deutschland.

Literatur

- Bundesverband Trans* (2019). Gebärende Väter sind Väter! Zeugende Mütter sind Mütter! BVT*-Stellungnahme zum Teilentwurf eines Gesetzes zur Reform des Abstammungsrechts. <https://www.bundesverband-trans.de/trans-muetter-sind-muetter-trans-vaeter-sind-vaeter-stellungnahme-zum-teilentwurf-eines-gesetzes-zur-reform-des-abstammungsrechts>. Zugegriffen: 10. Okt. 2019.
- Hartmann, J. (2014). Re-thinking family norms. In Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.), *Forschung im Queerformat*. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung. (S. 215–232). Bielefeld: transcript.
- Lenz, K. (2016). Familien. In W. Schröer, N. Struck & M. Wolff (Hrsg.), *Handbuch Kinder- und Jugendhilfe* (Bd. 2, S. 166–202). Weinheim, München: Juventa.
- Nay, Y. E. (2017). *Feeling Family. Affektive Paradoxien der Normalisierung von „Regenbogenfamilien“*. Wien: Zaglossus.
- Oelkers, N. (2012). Familialismus oder die normative Zementierung der Normalfamilie. Herausforderung für die Kinder- und Jugendhilfe. In K. Böllert & C. Peter (Hrsg.), *Mutter + Vater = Eltern? Sozialer Wandel, Elternrollen und Soziale Arbeit* (S. 135–154). Wiesbaden: Springer VS.
- Peuckert, R. (2007). Zur aktuellen Lage der Familie. In J. Ecarius (Hrsg.), *Handbuch Familie* (S. 36–55). Wiesbaden: VS.
- Riegel, C. (2017). Queere Familien in pädagogischen Kontexten – zwischen Ignoranz und Othering. In J. Hartmann, A. Messerschmidt & C. Thon (Hrsg.), *Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft*. Queertheoretische Perspektiven auf Bildung – Pädagogische Kritik der Heteronormativität, (Bd. 13, S. 69–94). Opladen: Barbara Budrich.
- Rupp, M., & Dürnberger, A. (2009). Regenbogenfamilien in Eingetragener Lebenspartnerschaft. In M. Rupp (Hrsg.), *Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften* (S. 51–177). Köln: Bundesanzeiger.